

# Grenzgeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolf, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **4 (1936)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-566907>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schen zu finden, der ihn von seinem trüben Sinnen ablenkt.

Sie sehen sich wieder in der Loge der Oper bei der Auf-führung von Tristan und Isolde. Von neuem reißt dieses Theater-geschehen, das die Treue des Weibes zum Gelieb-ten besingt, an der Wunde des Franzosen. Da schiebt sich sachte eine Hand in die seine, umspannt sie und läßt sie erst wieder beim Aufspringen des elektrischen Lichtes frei.

An diesem Abend bleiben sie zusammen; der Franzose hat die Neigungen seines Zufallgefährten zwar erkannt, aber er ist innerlich zu einsam und verloren, um aus dieser Erkenntnis die Konsequenzen des Normalen zu ziehen. Und langsam verfällt er dem Banne des schmiegsamen Freundes, der neben vielen negativen Eigenschaften eben so viele gewinnende Züge besitzt. Rennevals Gefühle für den jungen Deutschen vertiefen sich trotz innerer Abwehr, er möchte sich lösen und kann nicht mehr. Er verlängert seinen Aufenthalt bis zur äußersten Grenze, dann muß er zurück nach Paris. Am Vor-abend der Trennung pflegen die Freunde noch einmal ver-traute Zwiesprache, dann musizieren sie, wie so oft in den vergangenen Tagen, bis das Spiel unter dem Druck der be-vorstehenden Trennung versagt.

Während Renneval wieder Fuß faßt in seiner Vaterstadt und damit langsam aus dem Bannkreis des Hamburger Er-lebnisses scheidet, hat sich sein Freund nach Colmar ver-setzen lassen, um näher der französischen Kapitale zu sein. Renneval ist peinlich überrascht von dieser Nachricht. Er fährt wohl einige Male nach Colmar, dann verlängert er die Zwischenräume seiner Besuche, auch die Korrespondenz entzieht sich der Vernachlässigung nicht, bis ihn ein Notruf des Bediensteten dringend zu seinem Freunde bittet.

Er findet diesen zum letzten Schläfe gerüstet, eine starke Dosis Veronal hat ihn seit vielen Stunden des Bewußtseins beraubt. Renneval schickt die Pflegerin weg — er hat den verzweifelten Schritt seines Gefährten begriffen und will ihn selbst umsorgen, um die Schuld, die ihn an dem Geschehnis tritt, abzutragen. Ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit läßt ihn alles vergessen in dem Momente, da der langsam zum Leben Zurückkehrende langsam die Lider öffnet.

Am Lager des Genesenden wird dem Maler endlich klar, daß sein Geschick mit demjenigen seines Freundes verbun-den bleiben muß, daß dieser ihn inniger liebt, als alle andern — er erkennt auch, daß er selbst viel tiefer für den Gefährten empfindet, als er es sich bisher eingestand. Warum soll er sich weiter auflehnen gegen Gefühle, die er nicht zu er-tönen vermag, warum soll er kämpfen gegen ein Geschick, das ihm das köstlichste Gut dieser Erde, den Besitz eines Menschen, brachte?

Der Genesende erhält Urlaub, den die beiden Freunde ge-meinsam im Elsaß verbringen; beglückende Wochen innerer Verbundenheit, die selbst die nationalen Unterschiede ver-wischt und das ewige Problem Frankreich/Deutschland über-brückt. Beide sind Offiziere, beide stehen unter dem Eindruck der kommenden europäischen Katastrophe. Der Autor hat es verstanden, über die politische Frage der beiden Länder ein Gespräch voller Menschlichkeit und Einsicht auf die Lippen der beiden Freunde zu legen. Sie geloben, im Kriegs-falle im gleichen Lager zu kämpfen; derjenige, dessen Land die Schuld am Ausbruch der kommenden Katastrophe trägt, wird das Gelöbnis erfüllen müssen.

Dann bricht der Krieg von 1914 aus. Renneval geht an die Front, sein Freund als Offizier des „angreifenden Landes“ wird fahnenflüchtig, aber nicht um nach Frankreich zu stoßen, sondern um sich in einem feudalen Hotel in Luzern den Krieg aus der Ferne zu betrachten. Er liebt das Unbe-schwerte, knüpft eine neue Freundschaft.

Renneval erwartet mit brennender Ungeduld Nachricht von seinem Freunde, um dessentwillen er aus dem Kreise seiner frü-hern Freunde ausgeschieden ist und der für ihn in der un-gewohnten Härte des Frontdienstes den einzigen Lichtblick

bedeutet. Und endlich trifft diese Nachricht ein; ein Brief aus Luzern, aus der Unbekümmertheit der Alltagsfreude, Zeilen, die durch ihre Oberflächlichkeit den Glauben eines Menschen in den Wert des Freundes jäh auslöschen, die die Liebe des Malers und damit auch seinen Lebenswillen zerbrechen. Renneval kehrte nicht mehr zurück aus dem Ge-fechte des kommenden Tages. Lucien Borgo.

## Grenzgeschichte

II von Willy Wolf

„Drei Mann bleiben zur Bewachung hier. Der Rest antreten.“ Im Flur wurde das Kommando ausgeführt. Waffen klirrten, der Lärm von eisenbeschlagenen Stie-feln dröhnte durch das Haus. Dann wurde es ruhiger, zuletzt schlug eine Türe hart ins Schloß.

Fedor stand noch immer mitten in der Stube, wie ein Fels, der wütenden Stürmen getrotzt hatte. Aber hatte er damit auch ihre Kraft zerbrochen? Und nun fühlte er, wie sie stärker und unheilvoller von ihm abgewichen waren, zu besserer Zerstörungsarbeit jen-seits der Grenze. Da gewann er die Besinnung zurück. In grellen Bildern klärten sich blitzartig die Folgerun-gen seines Handelns. Er sah den Ueberfall auf jene Wache, den verzweifelten Kampf der wenigen Men-schen gegen eine Uebermacht. Da lief der Freund, nur dürftig bekleidet, mit der Waffe in der Hand, riß plötzlich die Arme hoch und sank in den Schnee. Felix und die andern, und alle hatte er auf dem Gewissen. Durfte er das? Nein, und tausendmal nein! Nicht durch seine Schuld unnützes Blutvergießen, und wenn er selbst leiden mußte, jahrelang, aber nicht um seinet-willen durften junge Menschen um ihr Daseinsrecht betrogen werden. Auch nicht für seine Unschuld. Er sah wieder die Augen des Freundes auf sich gerichtet, große, schreckerfüllte Augen, die er doch vor allem Häßlichen bewahren wollte. Er sah ihn den Mund öf-fnen, ein qualvoller Schrei traf lautlos sein Herz und ein brechender Blick ertrank im Blut. Andere Gesich-ter formten sich dahinter, fremde, in die sein Name sich klagend eingrub. Mütter schritten über Gräber auf ihn zu, hielten ihm in ihren Händen die zuckenden Herzen ihrer Söhne entgegen. Er wollte sich wehren, den Visionen entfliehen, aber etwas bannte ihn und drückte ihn nieder. Es war die unerträglichste Men-schenlast, die Schuld. Da schrie er auf.

„Nein, ich will die Schuld nicht! Sie dürfen um meinewillen nicht sterben. Ich habe es getan für euch, für dich, Felix.“

Ein Mann der Bewachung lief hinaus, rief etwas durch den Sturm. Seine Worte fanden Widerhall. Dann war es still, eine ganze Zeit, eine Ewigkeit für Fedor.

Auf dem Flur wurde ein eiliger Schritt hörbar. In der geöffneten Tür stand schneebedeckt der Offizier und sah zu Fedor hinüber, der zusammengesunken auf einem Stuhl an der Wand saß. Unwillig darüber, daß Fedor ihn zu einer Maßnahme gedrängt hatte, die in ihrer Schwere er erst jetzt erkannte, suchte er nach Worten, die dem Verräter gebührten. Aber da hob Fedor den Kopf. Es war ein fahles, müdes Ge-sicht, in das der Offizier schaute, und aus zwei inhalts-leeren Augen blickte ihn ein abgekämpfter Mensch an. Mit einer stummen Bewegung wies der Offizier die Soldaten hinaus, wartete bis die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, dann erst ging er auf Fe-dor zu.

(Fortsetzung folgt!)